Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 175. Bromberg, den 28. August 1927.

Meta Gragert.

Roman von Minna Falk.

(13. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Johanna Gragert sah ihre Tochter voll Trauer und Sorge an.

Meta lächelte. „Alles stimmt noch bei mir oben im Kopf, Mutter“, sagte sie. „Überfressen hab' ich mich noch nicht, darum mach' dir nur keine Sorge. Ich vergess' nur manchmal das Stegbrett hinzulegen und spring' gleich übers Wasser. Und die Bibel kann ich ja noch immer suchen, das braucht in diesem Augenblick nicht zu sein. Ich weiß auch schon, wo sie ist. Sie wird wahrscheinlich auf dem Heuboden sein, da hab' ich sie früher immer unter die Pfannen gesteckt, und da wird sie dann zuguterletzt auch wohl liegen geblieben sein. Für die Konfirmandenstunde mußten wir doch immer allerhand auswendig lernen, dabei legte ich mich so gerne ins Heu. Und ich erinnere mich jetzt übrigens auch, daß ich es in der Gewohnheit hatte, die Hände beim Auswendiglernen auf die Seiten zu legen. Besonders bei der Bibel, zu der ich eigentlich in einem merkwürdigen Verhältnis stand. Ich mochte sie zu vielen Zeiten gar nicht sehen, und denn auf einmal konnte es mir beinahe bettquastartig mit ihr gehen.

Denk dir mal, Mutter, Jasper ist krank, er liegt im Bett, und ich mußte ihm eine alte Bibel vom Heuboden herunterholen, eine mit hebräischer Schrift. Er wollte die Stimme seiner Mutter noch einmal hören, sagte er. Seine Mutter hatte früher mit den Händen laut darin gelesen. Sie hatte die Buchstaben mit den Fingern angefaßt und hatte aus hebräisch deutsch herausgefühlt.“

Johanna liefen Tränen über die Backen.

„Min Mudder,“ sagte Meta, „worum weenst du?“

Johanna gab keine Antwort.

Meta legte beide Arme um den Hals ihrer Mutter.

„Was weiß man von seinen Kindern,“ sagte Johanna und weinte still weiter. „Die andern Drei kömmen und gehen, holen 'mal dies und bringen 'mal das und weiter eigentlich nichts. Und du Meta? Dir ist ein alter Mann Mutter gewesen, und was dir von ihm kommt, das geht dir am besten ein.“

Meta sann den Worten nach und ließ ihre Arme langsam wieder gleiten.

Ihre Mutter sah sie mit ihrem naßgeweinten Gesicht voll inbrünstiger Liebe an. „Aber wie schön ist das,“ sagte sie, „daß der alte Mann noch einmal die Stimme seiner Mutter hören wollte! Ich wäre schon zufrieden, wenn ich noch einmal den Krückstock hören könnte, mit dem meine Mutter auf den Boden stieß, wenn sie uns rief. Du weißt, Großmutter Siemsen war gelähmt, und ihre Krücken kannten wir durchs ganze Haus. Sie führte ein strammes Regiment, und wie gut sie es damit meinte, haben wir erst begriffen, als sie längst für immer schlief. Wir hatten harte Köpfe und heißes Blut, wir Siemsens.“

Meta sah ihre Mutter an und sie dachte: Wie grau ist Mutter geworden! Sie nahm die welk gewordene Hand in ihre und streichelte sie.

„Ich weiß nicht, wo ich all die Wehleidigkeit her habe die letzte Zeit', sagte Johanna. „Vater wird oft böse und schilt und sagt, ich soll die Kopfhängerei lassen. Es käme nichts dabei heraus, und er möchte es nicht mehr mit ansehen, was denn eigentlich los sei. Und er hat recht. Ich will mich auch immer bessern und kann nicht.“

„Das ist mit den Männern anders“, sagte Meta. „Die stehen draußen, und wir sitzen drinnen. Darum will ich ja Männerarbeit tun, daß ich darüber hin komme.“

„Worüber hin?“

„Oh“, sagte Meta, „mich plagt viel. Aber am meisten plagt es mich, daß wir wieder abwelken, wo wir nun einmal leben. Nur viel daran rühren mag ich nicht, Mutter. Laß uns 'was anderes sprechen. Sag mir, wo Vater eigentlich ist.“

„Bei Bröcker. sie haben eine Viehversammlung“, sagte Johanna und war selbst froh, daß das Gespräch eine andere Wendung nahm.

„Denn wird es wohl spät werden mit ihm“, sagte Meta.

„Nein“, sagte Johanna, „das wird es nicht mehr. Vater will auch gar zu gerne noch leben. Er weiß ganz genau, wo der Zusammenbruch herrührte. Korthus hat ihm gesagt: ‚Und wenn einer noch so viel vertragen kann, Gragert, vertragen kann er's doch nicht.' Das war so merkwürdig bei Vater, er konnte sich ganz volltrinken, zu Kopf stieg es ihm nicht. Auch nicht in die Beine. Wo es blieb, wußte er selbst nicht, aber dann hat er es gemerkt, und nun paßt er auf und hält Maß.'

„Er muß eine Bärennatur haben“, sagte Meta, „und ich glaube, ich habe sie von ihm geerbt, Mutter. Pflügen möchte ich manchmal oder hintereinander ein paar Morgen Land umgraben, und statt dessen treibt es mich hinter die Bücher. Wo ich das wohl her hab'!“

„Unter den Siemsens sind mehr Bücherleute gewesen“, sagte Johanna. „Hans Hinrich Siemsen, mein Urgroßvater, hat sein ganzes Bettstroh voll Bücher gehabt. Und keiner hat etwas davon gewußt. Sie haben sie erst gefunden, als er starb. Er hat sich ein Kunststück daraus gemacht, sie vor aller Augen zu verbergen. Oder, wer kann es wissen, vielleicht hat er sich auch geschämt. Der Mensch schämt sich ja an den verschiedensten Ecken. Jedenfalls weiß ich noch gut, wie mein Vater uns davon erzählte. Über die Sterne sei allerlei darunter gewesen, und zwischen den Menschen und den Sternen hätte er Striche gezogen, sagte der Vater. Lauter verrücktes Zeug.“

„Der hat auch nicht sterben wollen“, sagte Meta. „Nun weiß ich Bescheid, wo ich das Sinnieren und das Gesuch her hab'. Das gibt mir Rückgrat. Mir kam manchmal alles wie gestohlen und unrecht Gut vor und als würde mir eines Tages alles wieder weggenommen.“

Johanna drückte es unsäglich. „Meta“, sagte sie, „das fühlst du doch, daß ich stolz auf dich bin und daß es mir was ausmacht, wenn sie alle hier herum dich kennen und sagen, die jüngste Gragert, die hat es aber zu 'was gebracht, die kann 'was! Und doch Kind, es ist das Glück nicht. Du hast Blut von meinem Blut, Mutterblut ist es — — —“

Weiter kam Johanna nicht. Das große Mädchen setzte sich auf ihren Schoß, hob ihr wieder die Arme um den Hals und drückte sich gegen sie. Und dann legte sie ihr die Lippen auf den Mund, daß Johanna endlich einmal satt wurde.

*

Jasper Thaden starb noch in derselben Nacht.

Und wenn es auch kein Blitzstrahl war, mit dem Gott der Herr ihn abrief, schlief der alte Hirte doch inmitten seiner Herde ein. Den Kopf seines Hundes in seinen beiden Händen.

Wahrscheinlich hatte Jasper vergeblich auf Fritz Busch gewartet und hatte sich aus Sorge um seine Tiere aus

dem Bett gemacht. Oder vielleicht hatte er auch ganz bewußt unter ihnen sterben wollen. Des Bibelwortes eingedenk, daß die Tiere besser erkennen als die Menschen. Friedlich ausgestreckt im Gras, seinen Mantel unterm Kopf, lag er da.

Fritz Busch hatte sich nicht herangetraut nächsten Morgen. Er hatte zu Hermann Krusenrott, seinem Nachbar, gesagt: „Mi leepen de kohlen Gräsen öwern Rügg." Und Grapps hätte die Augen so verdreht gehabt, als sei die Tollwut bei ihm im Anzuge, und Schaum hätte er auch vor dem Maul gehabt.

Aber was den Hund anging, hatte Fritz Busch entschieden zu viel gesehen. Er stand ruhig und friedlich auf, als die Bauern mit einer Flinte ankamen, nur ließ er den Kopf hängen wie ein Leidtragender und nahm von keinem Menschen einen Bissen Brot oder einen Knochen an. Selbst von Meta nicht. Weder Naß noch Trocken war dem Tier beizubringen, aber da das nicht vereinzelt dasteht, daß ein Hund nach dem Tode seines Herrn tagelang nichts frißt, ließ man ihn gewähren. Zumal Grapps sich auch in jeder anderen Beziehung verständig benahm.

Auch in Haus und Hof ging er allen Befugten aus dem Wege. Gleich als wollte er sagen, das ist nun nicht anders, daran kann kein Mensch und selbst kein Hund etwas ändern.

Erst als es am wenigsten angebracht war, versagte das kluge Tier und brachte eine große Verwirrung in die letzte Feierlichkeit um seinen Herrn.

Albrecht Cornels, der am Mittag des Begräbnistages erst aus Kiel zurückgekommen war, stand eben im Begriff, als erster eine Hand voll Erde auf den Sarg zu werfen — nachdem er nur wenige schlichte Worte an der Gruft gesprochen hatte — er hatte gesagt: „Wir haben ihn wohl alle nur wenig gekannt, den alten Mann, der hier schläft, aber wenn es euch allen, die ihr hier mit mir um das offene Grab steht, ebenso ergeht wie mir, dann möchte ich wohl sagen, ein guter Mensch hat die Augen für immer zugemacht. Einer, der still seinen Weg für sich allein gegangen ist und in die Heimat fand. „Suchet, so werdet ihr finden, klopfet an, so wird euch aufgetan", sagt das Bibelwort, und so wie heute habe ich selten bei einem Begräbnis das Gefühl gehabt, daß hier einer suchte und daß ihm nun aufgetan ist. Wir wollen die Hände falten und ein stilles Gebet sprechen und wollen nicht vergessen, darum zu bitten, daß jeder von uns in der Not seines Herzens den rechten Weg nicht verliert. — —"

So ungefähr hatte Albrecht Cornels gesagt, und die meisten hatten die Hände gar nicht recht wieder auseinanderkriegen können, so war die augenblickliche Not aus dem Herzen des jungen Geistlichen, von der sie alle wußten, reihum gegangen und hatte an die eigenen Geheimtüren gepocht, und Jasper Thaden in der Grube hatte gewissermaßen als Botengänger mitten unter ihnen gestanden, da — man hatte kaum die Erde auf dem Sargdeckel gehört — war etwas Atemloses und Schnaufendes durch die Reihen gejagt, und bevor auch nur einer daran denken konnte, ihn zurückzuhalten, war Grapps seinem Herrn ins Grabloch nachgesprungen und war weder durch Locken noch mit Gewalt von dem Sarg zu entfernen. Als ob er jetzt tatsächlich tollwütig sei, fletschte er die Zähne. Sobald nur eine Hand nach ihm griff oder ein Stock sich nach ihm rührte.

Fritz Busch hatte ihn in den leeren Schafstall eingesperrt gehabt, weil der Hund sich schon unruhig gezeigt hatte, als der Sarg aus dem Haus getragen werden sollte, und auch sonst hatte es sich bemerkbar zu machen begonnen, daß das Tier schon drei Tage nicht mehr gefressen hatte. Und so war es am besten gewesen, den Burschen sicherheitshalber in den Stall zu sperren. Wie das entkräftete Tier aber aus dem verschlossenen Stall ausbrechen konnte, das war dem Flickschuster ein Rätsel.

Grapps war auch gar nicht durch die Tür entkommen. Er hatte sich durch das schadhafte Drahtgeflecht gearbeitet, das als Fenster diente und das nicht gerade stabil war. Bis hinauf war er ganz bequem gekommen durch einen Haufen Holz, dann allerdings hatte es einen ziemlichen Kampf gekostet, sich durchzuzwängen.

Die erregte Trauergemeinde sah inzwischen, daß das Tier stark blutete, und der Pastor, der sich zuerst gefaßt hatte, meinte ruhig: „Wir wollen ihm den Gnadenschuß geben und ihn bei seinem Herrn lassen."

Und so geschah es.

Meta war so aufgerührt wie in den bewegtesten Stunden ihres Lebens. Sie war froh, daß Peter Thode, der Friedhofswärter, in der allgemeinen Aufregung vergessen hatte, die Kapellentür wieder abzuschließen, so daß sie unbemerkt hineinhuschen konnte und vorerst mit keinem Menschen zu sprechen brauchte. Nun konnte sie wenigstens noch einen Augenblick ganz allein auf dem Platz stehen, auf dem vor einer kleinen halben Stunde der Sarg noch gestanden hatte. Die schwarzen Holzblöcke standen noch, man konnte die Hände darauf legen. Nichts mehr, nichts. So ging also eines Menschen Leben zu Ende, einen Deckel über den Kopf und fertig.

Nicht auszudenken, wenn zwei Leiber miteinander verwachsen waren, wenn Mann und Frau ein Kind hatten und einer von beiden mußte zuerst gehen.

Und wie stand es darum? Nicht nur ein Kind, eine Reihe von Kindern waren in mancher Ehe, und wenn ein Teil früh ging, war häufig genug die Lücke schon bald wieder gefüllt. Und alles war, als wenn es so sein müßte und seine Harmonie hätte.

Soviel war gewiß, sie, Meta, würde in der Ehe nie satt zu kriegen sein, und es war gut und in der Ordnung, daß sie auf die Bücher verfallen war. Tyre Brink hatte ganz recht, nur nicht an ihren Mund, den Hut zu ziehen war viel ungefährlicher. Und daß er den auch fernerhin ziehen konnte, das wollte sie ihm zeigen. Erreichen wollte und würde sie etwas, und sollte ihr nichts verbleiben als ihr Zaumzeug. —

„Jasper," sagte Meta plötzlich weich. „Jasper Thaden . ."

Aber Jasper lag nun in der Grube, und auf seinem Sargdeckel lag sein Hund. —

Meta ging noch einen Augenblick ans Grab zurück, und dann ging sie in die Pfarre hinüber. —

Die Haustür, die sommers über den ganzen Tag offenzustehen pflegte, war geschlossen. Und auch als Meta sie öffnete und die kleine helle Glocke anschlug, die über der Haustür hing, kam zunächst kein Mensch. Es war ebenso still im Pfarrhaus wie drüben in der Grabkapelle.

Meta wollte eben an die Wohnstubentür pochen, da öffnete sich an der anderen Seite vom Flur die Studierstubentür und Albrecht Cornels trat über die Schwelle.

Er streckte Meta beide Hände entgegen: „Ein lieberer Besuch könnte mir in dieser Stunde nicht ins Haus treten," sagte er. „Anderen spreche ich gut zu, und selbst habe ich allen Mut verloren. Ich kann es brauchen, Meta Gragert, daß Sie gleich vom Friedhof aus einmal zu mir kommen."

Sie waren in die Wohnstube hinübergegangen, und Meta fragte nur mit den Augen.

„Ja," sagte der Pastor, indem sie sich beide an den Tisch setzten, „Krebs. Die ganze Brust muß abgenommen werden, und ob es damit genug sein wird, konnten die Ärzte mir noch nicht sagen."

„Es gibt keinen Gott," sagte Meta kurz und hart.

„Das sagt man mal in der Verzweiflung, oder man denkt es," sagte Albrecht leise, „aber hinterher tut es einem immer leid. Ohne Gott sind wir schlimmer daran als die Tiere."

Meta sah eine blühende Kastanie, eine weiße Brust, einen Kinderkopf und vier Augen, die das Kind widerspiegelten.

„Es steht geschrieben, wen Gott lieb hat, den züchtigt er", sagte Albrecht, „aber es ist ein eigen Ding um die Erfahrungen, die man am eigenen Leibe macht. Leicht ist es nicht, sich zurechtzufinden, das gebe ich zu."

Meta sah immer nur die weiße Brust. „Vielleicht hätte Jasper Thaden nur die Hand auf die Brust zu legen brauchen", sagte sie.

„Ach nein", sagte Albrecht, „ein Heiland war der alte Mann nicht. Ich wollte schon lange gern einmal mit Ihnen darüber sprechen, Meta, und hatte doch immer wieder meine Bedenken. Nun fügt es sich so, und ich sehe, daß ich mich nicht geirrt habe. Sie könnten einem schwierigen Zwiespalt verfallen."

Da wurde Meta wach. „Wie meinen Sie das, Herr Pastor?" fragte sie.

„Sie verwechseln die Dinge untereinander", sagte Pastor Cornels. „Wir müssen auseinanderhalten, was von den Menschen kommt und was von Gott ist."

Meta sagte nichts dazu.

„Mich hat Jaspar Thaden auch interessiert", fuhr der Pastor fort, „und ich habe ihn auch als Mensch hoch eingeschätzt, trotzdem er nicht zutraulich zu mir war und nicht recht 'was von mir wissen wollte. ‚Ihr Auge mag ich wohl leiden, aber Ihren Rock nicht', sagte er einmal zu mir."

„Dann danke ich Ihnen besonders für die Worte am Grabe", sagte Meta. „Meistens geht ja alles schlicht um schlicht."

„Das ging es auch diesmal", sagte Albrecht mit einem Lächeln, als hätte Meta ihn zu früh gelobt. „Der Weißbart hat mir einen letzten Gruß gesandt. Auf seinem Bett hat eine alte Bibel gelegen und mit Bleistift geschrieben ein Zettel darauf: Für Pastor Cornels."

„Der liebe, gute Mensch!' sagte Meta und mußte an sich halten, um nicht loszuweinen.

„Ja", sagte der Pastor mit Überzeugung, „das war der Entschlafene, ein lieber, guter Mensch. Und mehr wollte er meiner Überzeugung nach auch gar nicht sein. Die starken magnetischen und hypnotischen Kräfte, die wahrscheinlich in ihm gesessen haben, hat er selbst am wenigsten hoch eingeschätzt, sonst hätte er an einer ganz anderen Stelle stehen

können. Ein Einsiedler von ganz besonderer Eigenart war Ihr alter Freund, aber kein Wundertäter, Meta Gragert."

Meta sah an Albrecht vorbei zum Fenster hinaus und über die vielen nahen Grabreihen. „Professor Ingenfels hat auch einmal mit mir darüber gesprochen, daß ich mich nicht so weit verlieren dürfe", sagte sie. „Und das muß ich ja wohl auch zugeben, Herr Pastor, daß es mir in mancher Hinsicht besser geschmeckt hat, wenn ich hier von der Pfarre aus gleich über den Deich gehen konnte und verspinnen, was ich mir selbst heraussuchte. In Hamburg krieg' ich viel trockenes Brot."

„Das soll die Wangen doch rot machen", sagte Albrecht Cornels.

„Ja", sagte Meta, „und durch beiß' ich mich auch. Nur mein' ich, es ich mehr da, als einem gegeben wird." Und sie erzählte alles, was sie wußte, von der Bibel.

Der Pastor schloß das linke Fach seines Schreibtisches auf, holte die Bibel hervor und schlug Jesaja auf. „Ja", sagte er, „hier steht der Vers. Jesaja 1, Vers 3. Das ist allerdings ein sehr merkwürdiger Zufall. Ich vermute, daß die alte Frau Thaden es in der Gewohnheit gehabt hat, ganz bestimmte Abschnitte und Verse zu lesen oder daß da sonst noch Zusammenhänge sind, die wir nicht übersehen können. Das ist ein gefährlicher Boden, man kommt zu leicht zu Trugschlüssen, ich habe es früher selbst durchgemacht.

(Fortsetzung folgt.)

Ausdauer.

Humoreske von **Ernst Franz.**

Der Brem Jörgl hatte lange Jahrzehnte die Gemeindestraßen in mustergültiger Ordnung gehalten, so lange bis es nicht mehr ging. Da versetzte ihn die Gemeinde mit dreißig Mark monatlich in den Ruhestand, und der Brem Jörgl zog sich aus dem kleinen Staat zurück in sein kleines Häusl, das am Eingange des Dorfes an dem sich still durch das Tal schlängelnden Flüßchen lag.

Was tun?, fragte sich der Jörgl nun. Der Garten, der sein zweizimmeriges Obdach umgab, war bald mit Kartoffeln, Salat und Zwiebeln bestellt. Nach langem Nachdenken verfiel er auf das Fischen.

Die Pfeife im Mund saß er tagelang auf den Stufen, die von seinem Gärtchen in den Fluß hinabführten. Mit unabänderlicher Ruhe blickte er auf den Korken, wie er davon schaukelte, zog ihn heraus und warf ihn wieder vor sich ein. Wenn der Wurm nicht mehr am Angelhaken hing, sagte er nur jedesmal „die Malefizviecher", womit er die Fische meinte, und befestigte einen neuen.

So saß er wohl schon einige Wochen, ohne daß der Bach weniger Fische sein eigen hätte nennen können als vorher, aber sein Eifer war immer der gleiche.

Eines Tages jedoch sah ihn der Landjäger und machte ihn, der keine Fischkarte besaß, auf die Unrechtmäßigkeit seines Handelns aufmerksam.

„Jetzt, den schau an", lachte der Jörgl. „Auf meinem Grund und Boden soll ich net fisch'n dürf'n. Geh, geh weiter."

Es entspann sich ein langer Wortwechsel über Fischereirecht und alles, was damit zusammenhängt, mit dem Erfolg, daß der Jörgl zu dem Landjäger sagte, er solle seine Gescheitheit einem andern sagen, auf diesen Tanz lasse er sich nicht ein. — Am nächsten Tag saß er wieder beim Fischen und die folgenden auch, als wäre nie etwas darüber gesprochen worden.

Nach einer Woche kam der Landjäger wieder, und der Jörgl saß auf seiner Stiege, von der er ihn freundlichst begrüßte und berichtete, daß „die Fisch halt gar so schlecht anbeiß'n tät'n und daß a G'witter halt kommen sollt."

Ein neuer Aufklärungsvortrag über die Ungesetzlichkeit seines Handelns folgte mit der Drohung, daß er, der Jörgl, angezeigt werden würde, wenn er sich nochmals ertappen ließe.

—Der Jörgl war immer ein gemütliches Mannsbild, und so verließ ihn auch diesmal sein Humor nicht, als er, ohne den Hüter der Ordnung unterbrochen zu haben, nach dem letzten Wort sagte: „Aber weißt', so a Forell'n tät mich schon arg g'lüst'n. Aber ich versteh's no net recht. Na, ich lern's schon no."

Da ging der Landjäger zum Bürgermeister.

„Anzeig'n, dös gibt's fei net", sagte der Bürgermeister. „Der Jörgl is a rechtlicher Mensch allweil g'wesen. Dös best' is, ich geh zu ihm und setz' ihm die Sach' auseinander."

Am nächsten Tag kam der Bürgermeister zum Jörgl. Er traf ihn auf der Stiege hockend, die Pfeife im Mund und auf den Korken blickend. „He, Jörgl", schrie er ihn an, „was tust denn da?"

„Fisch'n."

„So, fisch'n. Weißt net, daß man dös net tun darf?"

„Sei stad, einer will grad' anbeißen."

Mit Spannung blickten beide auf den Korken.

„Die Malifizviecher", sagte der Jörgl und zog den Haken ohne Wurm heraus. „Dös will g'lernt sein", meinte er, während er einen neuen Köder befestigte. „Ich hab' mir jetzt schon überlegt, wie ich dös im Winter mach", fuhr er fort. „Der Kramer hat mir a Kist'n g'schenkt. Ich fang jetzt schon Würm', und die tu ich alle in die Kist'n, die ich in mei Stub'n stell'. Natürlich muß a Erd'n nei. Da hab ich nachher für'n ganz'n Winter Würm. Verstehst?"

„Siehst, auf dös wär jetzt ich net kommen", sagte der Bürgermeister. „Aber fisch'n derfst ja net. So steht's im Gesetzbuch."

„A paar Schwanzl hab' ich bis jetzt schon derwischt. Ich sag dir, mit frische Kartoffi — grad fein. Aber die Viecher spannen fei den Brat'n. Anbeiß'n, net ums Hinwerden woll'ns anbeiß'n."

„Ja, wenn ich aber sag, du derfst net fisch'n."

Aber der Jörgl hörte nichts mehr und blickte auf den Korken. Der Bürgermeister ging. Der Jörgl fischte.

Er fischte am nächsten Tag und die nächsten Wochen.

Der Landjäger kam und sah es wieder. Er wurde ganz rot vor Zorn, zog sein Notizbuch und stieg zum Jörgl hinab.

„Ja, grüß dich. Bist wieder amal zukehrt", begrüßte ihn der Jörgl. „Siehst, dös is a Freud, dahock'n und schaun. Kommst gar net aus der Aufregung raus."

„Dös Fisch'n muß aufhör'n", schrie der Landjäger.

„Sei no grad still, sonst daschreck'n s', nachher beißt gar keiner mehr an. So einfach is die Sach net, sag ich dir."

Der Landjäger ging zum Bürgermeister.

„Anzeig'n, dös gibts fei net, dös best is, ich geh zum Jörgl und leg ihm die Sach auseinander."

Der Bürgermeister ging zum Jörgl: „Ich kann's nimmer duld'n, dös Fisch'n, ich kanns net."

„Ja, ja", entgegnete der Jörgl, „ich habe allaweil die Fisch veracht, weils so gratig sind, aber mit Kartoffi kannst die Grat'n nunterschluck'n, da merkst gar nix'n."

„Ich weiß gar net, warum der gar net hört", sagte der Bürgermeister und ging wieder heimwärts. —

Bis es zu schneien anfing, war der Landjäger wohl noch fünfmal zum Bürgermeister gekommen. Das sechstemal aber wurde der narrisch.

„Was willst denn", schrie er, „hör'n tut er nix, anzeig'n gibt's net, s' Wasser können wir doch net abgraben, was willst nachher tun? Nachher find' du an Ausweg!"

Stille. — Eifriges Nachdenken. — Eine Prise Schnupftabak. — Plötzlich in die Stille hinein platzte der Landjäger: „Nachher müss'n wir ihn halt fisch'n lassen."

„Ja freili", polterte der Bürgermeister. „Dös hätt'st schon früher wiss'n können, du mit deinen Scherereien."

Tiefgeknickt ging der Hüter der Ordnung über die Brücke zurück.

Da rief ihm der Jörgl nach: „Du, jetzt geht's fei schon besser. Allmählich lern' ich's noch ganz gut. Pfüat dich."

„Mistvieh", sagte der Schandarm und ging seiner Wege.

Die Londoner Münze.

Von **H. S. Auerbach.**

Eine Münze! Jeder hat das Wort schon gehört, aber wie viele haben schon einmal eine Münze in Tätigkeit gesehen. Haben gesehen, wie Geld gleich Wasser aus einer Röhre strömt, wie es in bis zum Rande gefüllten Eimern umhersteht, wie scheinbar damit umgegangen wird, als seien es wertlose Scheiben irgend eines Metalls? Scheinbar! Denn in Wirklichkeit wird natürlich auf das schärfste darauf geachtet; daß auch nicht das kleinste Stückchen verloren geht. — Es sei hier ein Blick in die Londoner Münze geworfen, die in ihrem Betriebe den Münzen der anderen Länder im wesentlichen gleichen dürfte. Sie liegt in unmittelbarer Nähe des Tower, eine schattige Allee verbindet sie mit Tower Hill, wo früher erfolglose Hochverräter einen Kopf kürzer gemacht wurden, während die erfolgreichen es zum König oder mindestens doch Grafen oder Herzog brachten. Zugang zur Münze zu bekommen ist verständlicherweise nicht leicht, und der Eintritt wird erst nach Erfüllung verschiedener Förmlichkeiten und genauer Prüfung der Persönlichkeit gestattet. Die Aufsicht in der Münze ist sehr scharf. Alles Geld, das dort scheinbar unbeachtet umherliegt, wird jeden Abend auf das sorgfältigste gewogen und kontrolliert. Ein besonders scharfes Auge hat man auf die Stempel, denn wenn einer davon entwendet würde, könnte sich alsbald ein Strom falschen Geldes über das Land ergießen.

Der Arbeitsprozeß beginnt mit der Mischung der einzelnen Metallarten. Die verschiedenen Bestandteile an

Silber, Bronze oder was sonst gerade gebraucht wird, werden in kaltem Zustande in große eiserne Behälter geworfen, nachdem alles genau gewogen ist. Diese Behälter kommen dann in einen Ofenraum, wo ihr Inhalt einer sehr großen Hitze ausgesetzt und geschmolzen wird. Gleich nach beendetem Schmelzprozeß hebt ein mechanischer Kran den Behälter hoch in die Luft und schafft ihn zu den Formen, in welche jetzt der flüssige Inhalt hineinströmt. Aus ihnen entnimmt man die Barren, die zunächst ein wenig geglättet werden, damit die Arbeiter sich nicht daran verletzen können. Die Barren kommen dann in einen zweiten Ofen, in welchem sie ihre Sprödigkeit verlieren, worauf sie gewalzt und aus kurzen dicken Barren in lange, dünne, flache Bänder verwandelt werden, aus denen die Geldstücke nunmehr ausgestanzt werden können.

Die Legierungen bestehen vornehmlich aus Silber und Bronze (gewöhnlich als Kupfer bezeichnet), die Ausprägung von Goldmünzen gehört auch in England der Vorkriegszeit an, es sei denn, daß eine fremde Regierung Goldmünzen ausprägen läßt. Denn die Londoner Münze stellt nicht nur englisches Geld her. Hier stanzt zum Beispiel eine Maschine Formen für westafrikanische Schillinge aus, eine andere Piaster für Cypern, eine dritte macht die Scheiben für das neue Geld von Palästina, wieder eine andere sogar kleine Münzen mit einem Loch in der Mitte, so daß die Stücke auf eine Schnur gezogen werden können; letztere gehen nach Ostafrika. Die oben erwähnten Bänder ziehen zunächst durch die Stanzmaschinen, immer natürlich auf mechanischem Wege. Aus ihnen fallen die Scheiben, welche zu Geldmünzen werden sollen, in ununterbrochenem Strahle heraus, während die Bänder, die jetzt eigentlich nur noch aus Löchern bestehen, weiter wandern, um neu eingeschmolzen zu werden.

Die ausgestanzten Scheiben sind zunächst noch zu hart, um den Druck des Prägestempels aushalten zu können; sie kommen daher erst in ein weiteres Ofensystem, in welchem sie weicher werden, um alsdann abgeputzt zu werden. Auch die Prägemaschinen arbeiten fast ganz automatisch; die Scheiben gelangen auf mechanischem Wege an Ort und Stelle und erhalten sodann ihre Prägung, gegebenenfalls werden sie auch gleich gerändert. Dann speit die Maschine sie aus, einem anderen Apparat zu, der die Stücke wiegt und auf drei Schlitze verteilt, deren einer die zu leichten, ein anderer die zu schweren, und endlich ein dritter die gerade richtigen Münzen aufnimmt. Nachdem sie dann noch eine selbsttätige Zählmaschine durchlaufen haben, ist ihr Werdegang beendet.

Bislang ist kaum eine menschliche Hand bei der Herstellung der Münzen in Tätigkeit getreten, alles besorgen Maschinen. Zum Schluß jedoch sieht man eine Reihe scharfäugiger Arbeiterinnen, die die Aufgabe haben, schadhafte Stücke auszumerzen. Auf einem laufenden Bande gehen hunderte von Münzen in einer Minute an ihnen vorbei; sobald ein beschädigtes Stück kommt, wird es mit untrüglicher Sicherheit entdeckt und herausgefischt. Doch dürfte es wohl nur noch eine Frage der Zeit sein, bis auch diese Arbeit von einer Maschine übernommen wird.

Wieviel älter als die Frau soll der Mann sein?

Auf diese Frage haben die praktischen Engländer eine einfache und leicht zu behaltende Formel gefunden und sagen: Bei der Hochzeit soll die Frau die Hälfte der Jahre des Mannes plus 7 haben. — Heiratet der Mann also mit 24, so soll sie 12 und 7 gleich 19 Lenze zählen. Heiratet er mit 30, so wäre das Resultat 22 Jahre für die Frau. Ein 40jähriger müßte demnach eine 27jährige zum Altar führen, ein 50jähriger eine 32jährige, ein 70jähriger eine Dame von 42 Jahren usw. Je älter also der Mann bei der Hochzeit, um so größer soll der absolute Altersunterschied sein.

Für die jüngeren und mittleren Semester mag das Rezept stimmen. Aber am Ende der Skala, schon so von 50 ab, scheint es für unsere heutigen Begriffe doch stark reformbedürftig. Denn die moderne Frau von 42 ist jünger als das Girl von ehedem und trägt sicher kein Verlangen, ihre beste Zeit (denn die beginnt seit dem Bubikopf doch erst mit 40 Jahren) den Beaux restes eines Greises zu widmen.

Bei der im täglichen Leben oft gemachten Beobachtung, daß Ehen, wo der Mann jünger als die Frau ist, besonders glücklich sind, scheint es sich um Ausnahmen zu handeln, die die Regel bestätigen. Das Erfahrungsgebiet ist hier für den einzelnen zu klein, als daß allgemein gültige Grundsätze aufgestellt werden könnten.

Manchmal weicht das Altersverhältnis beträchtlich von der englischen Formel ab und ähnelt eher dem von Großmutter und Enkel, als dem zwischen Eheleuten üblichen. So wurden 1924 in Deutschland 12 Ehen geschlossen, bei denen die Frau über 50 und der Mann unter 25 Jahren war. In einem besonders krassen Fall heiratete sogar ein 22jähriger eine 67jährige!

Übrigens sind Heiraten, wo der Mann noch sehr jung ist, gar nicht so selten, wie man annimmt. Meist ist die Braut dann aber auch nicht älter. So ging in Deutschland im vorletzten Jahr in 7500 Fällen der Bräutigam noch als Unmündiger (also unter 21 Jahren) zum Standesamt. Das Hauptheiratsalter des Mannes liegt in Deutschland bei 24 sowie in den beiden Jahren vor- und nachher. Von allen Hochzeitern befinden sich 42 Prozent in diesen Jahren. Das stärkste Heiratsjahr der Frau ist das 22., und mehr als die Hälfte aller, die überhaupt heiraten, hat die 25 noch nicht überschritten.

Bunte Chronik

* **Ein schlagfertiger Minister.** König Georg II. von England war einst in Verlegenheit, wen er zum Vizekönig von Irland ernennen sollte. Gern hätte er dem Herzog von Dorset diese Würde übertragen; aber seine Minister drangen hartnäckig darauf, dem Lord Harrington den Vorzug zu geben. Den König verdroß dieser Widerspruch dermaßen, daß er während des Ministerrates urplötzlich aufsprang und sich voll zornigen Schweigens in sein Arbeitszimmer zurückzog, ohne eine Entscheidung zu treffen. Die Minister blieben in peinlicher Verlegenheit zurück. Dann aber ermannte sich Lord Chesterfield: behutsam öffnete er die Tür zum Arbeitszimmer des Königs und näherte sich ihm unter ehrfurchtsvollen Verbeugungen: „Sire, der Ministerrat beauftragt mich, zu vernehmen, welchen Namen Ew. Majestät in das Patent aufzunehmen befehlen." — Zornig rief der König: „Meintwegen den Teufel." — „Aber, Sire" erwiderte Chesterfield, „im Patent wird der Vizekönig als getreuer und geliebter Vetter Ew. Majestät genannt." — Da löste sich des Königs Zorn in ein befreiendes Lachen auf, und es kam nun bald zu einer Einigung.

*

* **Gepfändete Kinder.** Auf allen Schulen kursiert der Witz: „Wer ist der ärmste Mann?" — „Der Schullehrer, der muß sogar seine eigenen Kinder versetzen." — Nicht viel reicher scheint jener Mann zu sein, dem man jetzt die Kinder wegpfändet. Im Dorfe Arnon in Frankreich wohnt ein Holzfäller, der gerade so viel verdient, um sich und die Frau und die sechs Kinder mit knapper Not durchzubringen. Leider reicht es nicht dazu, auch Steuern zu bezahlen, aber der Arm des Gesetzes reicht selbst bis in das kleine Dörfchen Arnon. Und so erschien eines Morgens der Gerichtsvollzieher, um zu sehen, was der Mann Pfändbares in der Wohnung habe. Er fand nicht viel, aber um den weiten Weg nicht noch einmal machen zu müssen, wollte er dem säumigen Zahler einen Schrecken einjagen, der ihn zur Begleichung der Schuld treiben sollte. Er legte also auf den Tisch ein Protokoll und schrieb hinein: „Es sind gepfändet worden ein Schrank, vier Stühle, eine Ziege, ein Lamm und sechs Kinder." Ob er den Kindern die Stempelmarken sichtbar aufgeklebt hat, wie das Gesetz es verlangt, und ob der Holzfäller rascher zahlte, um seine „gepfändeten" Kinder wieder auszulösen, wird leider nicht erzählt.

Lustige Rundschau

* **Ein Musterweib.** Man unterhielt sich über Frau Knüll. „Geistvoll ist nicht der richtige Ausdruck für sie," sagte Knut. „Praktisch ist sie nicht im mindesten," ergänzte ihr Gatte Franz. „Von Schönheit kann gar keine Rede bei ihr sein," meckerte Emil. „Oh! Sie hat aber doch so schöne Zähne!" ließ sich Otto ritterlich hören. — „Na ja," sagte der Zahnarzt, „die hat sie ja auch von mir geliefert bekommen."

*

* **Vergeßlichkeit.** „Was bedeutet der Knoten in deinem Taschentuch?" — „Den hat meine Frau hineingeknotet, damit ich nicht vergesse, einen Brief zu besorgen." — „Und hast du ihn besorgt?" — „Nein, sie hat vergessen, ihn mir mitzugeben!"

*

* **Musik.** „Spielen Sie Klavier, Fräulein Mimi?" — „Nein!" — „Gott sei Dank, da sind Sie also ein Engel ohne Flügel."

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.